

Die schweizerische Sozialstruktur und der Ort der Frauen

René Levy, Université de Lausanne

1. Die Schweiz - soziologisches Kurzportrait

a. Vorbemerkungen

Es ist klar, dass eine kurze Darstellung nur einen kleinen Ausschnitt der Realität erfassen kann. Eine gewisse Selektivität ergibt sich schon daraus, dass meine Ausführungen aus dem Blickwinkel der Soziologie erfolgen. Ich definiere die *Soziologie* als die wissenschaftliche Erforschung des Lebens in der Gesellschaft. Selbstverständlich ist soziologische Perspektive nur eine von vielen Arten, eine Gesellschaft oder ein Land zu betrachten; sie hat ihre Besonderheiten, von denen ich drei kurz erwähnen möchte.

a) Eine erste besteht darin, dass Soziologen, anders als viele andere Menschen, grosse Anstrengungen unternehmen, um ihre persönlichen Werturteile in Klammern zu setzen, während sie die Gesellschaft oder einen Teil davon betrachten, auch wenn dies oft schwierig ist und höchst wahrscheinlich nie völlig erreicht werden kann.

b) Eine weitere Besonderheit ist die, dass im Bereich der Wissenschaften viele der Gründe, die uns im Alltagsleben genügen, um eine Aussage als zutreffend zu akzeptieren, als unzureichend betrachtet werden. Dazu gehört z.B. das Vertrauen, das wir in die Person oder in die Institution haben, von welcher eine Aussage stammt. Dazu gehört auch die traditionelle oder gesetzliche Zuständigkeit einer Quelle, solche Aussagen zu machen, oder die Plausibilität der Behauptung; letzteres heisst oft nicht mehr, als dass die Behauptung mit unseren sonstigen Ueberzeugungen übereinstimmt. Die empirische Ausrichtung der Soziologie bedeutet, dass eine Aussage nur dann als gültige Realitätsbeschreibung gilt, wenn sie auf irgendeiner Art einsehbarer Beobachtung beruht, die mindestens prinzipiell auch durch andere Forscher vollzogen werden kann.

c) Eine dritte Besonderheit ist, dass die Aufmerksamkeit der Soziologie auf soziale Beziehungen und die soziale Umwelt gerichtet ist, nicht auf Individuen und ihre

persönlichen Motivationen. Die letzteren werden zwar durch die soziologische Perspektive nicht ausgeschlossen, aber ihr Hauptinteresse liegt bei der vielfältigen Art und Weise, wie individuelles Handeln und Wahrnehmen durch das soziale Umfeld geformt wird, und natürlich auch bei der Art, wie solche Wahrnehmungen und Handlungen ihrerseits auf dieses Umfeld zurückwirken.

So viel zu den Gesichtspunkten, welche ich meiner Auswahl der Aspekte der Schweiz zugrunde gelegt habe. Ich werde also nicht von der Landschaft und ihren Schönheiten sprechen, auch nicht von den Klimaunterschieden zwischen den hoch- und den tiefgelegenen bzw. den nördlichen und südlichen Gegenden des Landes, ebensowenig vom sprachlichen Vergnügen, das man haben kann, wenn man mehr als eine der offiziellen Landessprachen spricht, auch nicht von den technischen Problemen, welche das Leben im Gebirge stellt, oder vieles andere mehr. Ich wähle einige Aspekte aus, die soziologisch besonders bedeutsam und auch gut dokumentiert sind, sei es statistisch oder durch soziologische Studien. Dabei stütze ich mich unter anderem auf eine grössere Untersuchung über die soziale Schichtung in der Schweiz am Beginn der 90er Jahre, die ich durchgeführt habe, und werde einige ihrer Resultate verwenden (Levy et al. 1997).

b. Blick auf die Schweiz

Wie kann man in einem Atemzug die Schweiz beschreiben?¹ Sie ist ein sehr kleines Land - 41'000 km², 7 mio Einwohner - im Herzen des merkwürdigen Fortsatzes von Asien, den man Europa nennt. Ein Land ohne Zugang zum Meer, das aber einen der wichtigsten Alpenübergänge kontrolliert und damit seit dem 13. Jahrhundert am internationalen Handel teilnimmt, vermutlich auch an jenem, den Venedig mit China und vielleicht auch mit Japan unterhielt. Die Schweiz hat sich früh industrialisiert, einige Historiker sagen, sie sei schon im 18. Jahrhundert, vor der "offiziellen" Industrialisierung, industrialisiert gewesen, jedenfalls in den Gegenden, in denen sich das Uhrmacherhandwerk und die Textilproduktion entwickelt haben. Diese beiden Produktionszweige waren von Anfang an auf den Export ausgerichtet.² Insofern hat die Schweiz indirekt an der Kolonialisierung der nichteuropäischen Welt teilgenommen, ohne dass sie je eigene Kolonien gehabt hätte - und deshalb auch ohne die Kosten

¹ Wenige Autoren haben es unternommen, eine soziologische Präsentation der Schweiz für ein nicht-spezialisiertes Publikum vorzulegen, besonders auf Englisch, aber vgl. Benini (1999), Levy (1998) und Hilowitz (1990). Eine gut lesbare Erörterung des schweizerischen Föderalismus hat Linder vorgelegt (1994).

² Das gilt besonders für die sich im 19. Jahrhundert schnell entwickelnden Baumwolldrucke, die vor allem für Asien bestimmt waren und in der Schweiz deshalb den Namen "Indiennes" erhielten. Daneben wurden auch Luxusartikel produziert, wie die berühmten St. Galler Stickereien oder raffinierte Uhren, die eher für die europäischen Eliten bestimmt waren.

(z.B. Militär und staatliche Seefahrt) und Widerstände, welche die Kolonialisierung für die westlichen Mächte mit sich brachte. Darin liegt vermutlich einer der wichtigsten Gründe dafür, dass die Schweiz, besonders nach dem Zweiten Weltkrieg, der ihre Bevölkerung und auch ihre wirtschaftliche Infrastruktur intakt gelassen hatte, eines der reichsten Länder der Welt werden konnte, ohne auf der internationalen Ebene eine echte politische oder militärische Macht darzustellen.

Selbstverständlich bedeutet die Tatsache, dass die Schweiz als Ganzes betrachtet reich ist, keineswegs, dass ihre ganze Bevölkerung gleichermassen von dieser langdauernden Wirtschaftsexpansion und dem aus ihr resultierenden Reichtum profitiert hat. Er ist vor allem den Industriellen zugute gekommen, teils auch ihren Beschäftigten und deren Familien, und den Regionen, in denen ihre Industrien angesiedelt waren. Dies waren vor allem die protestantischen Regionen, was zweifellos einer der massgeblichen Gründe für den kurzen Sezessionskrieg war, den das Land Mitte des letzten Jahrhunderts durchmachte. Obwohl extrem föderalistisch aufgebaut und am amerikanischen Modell der institutionellen Gewaltentrennung orientiert, entsprach der 1848 neu geschaffene schweizerische Bundesstaat weit mehr den Interessen der industrialisierten und städtischen Regionen als jenen der mehr ländlichen, landwirtschaftlichen katholischen und ihren Eliten.

Heute wie früher gibt es ganz verschiedenartige regionale Disparitäten. Neben den zwei bereits erwähnten, wirtschaftlicher Stärke und vorherrschender (katholische oder protestantische) Konfession, spielt die Sprachzugehörigkeit eine gewisse Rolle; sie legt Minderheiten und Mehrheiten fest: rund zwei Drittel der Bevölkerung sprechen Deutsch, genauer einen der vielen schweizerdeutschen Dialekte, ein Fünftel spricht Französisch; weniger als ein Zehntel (ungefähr 8%) Italienisch, und weniger als 1% Romansch (oder, um auch hier genau zu sein, eine seiner vier Untersprachen). Es gibt weitere wichtige Unterschiede zwischen den Regionen, besonders struktureller Art: beträchtliche Unterschiede im Urbanisierungsgrad, wirtschaftliche Strukturunterschiede, z.B. betreffend die proportionale Stärke der klassischen drei Wirtschaftssektoren (Landwirtschaft, Produktion und Dienstleistungen).

Tabelle 1 Einige Dimensionen kantonaler Diversität

dominante Religion	sozio-ökonomischer Entwicklungsstand					
	hoch		mittel		tief	
	Deutsch	Franz.	Deutsch	Franz.	Deutsch	Franz./It.
protestan- tisch	Zürich		Bern Basel-Ld. Schaffh.	Waadt	Appenz.-A.	
ge- schmischt	Basel- Stadt	Genf	Aargau <i>Grau- bünden*</i> Solothurn Thurgau	Neuen- burg	St. Gallen	
katholisch	Zug				Appenz.-I. Luzern Nidwalden Obwalden Schwyz Uri	<i>Fribourg*</i> Jura Tessin <i>Wallis*</i>

* *kursiv: 3 Kantone mit 2 oder 3 Landessprach-Gruppen*

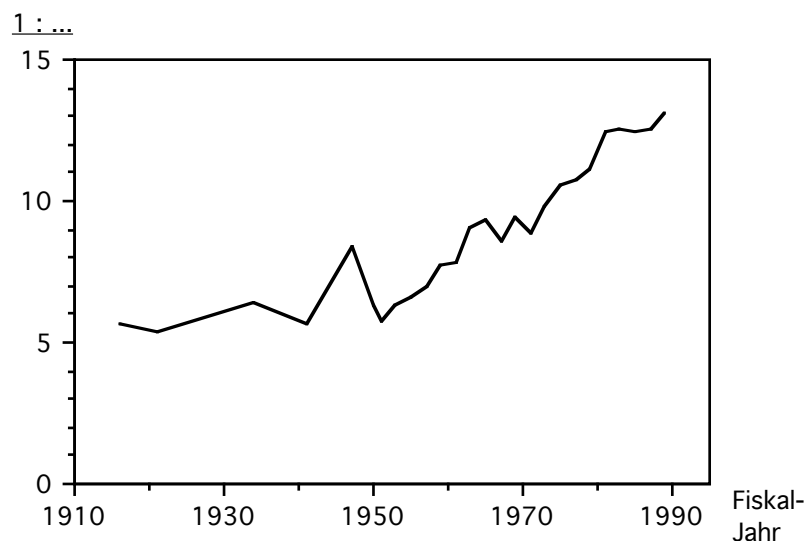
Eine der interessantesten Hypothesen darüber, weshalb in der Schweiz so wenig interne politische Konflikte bestehen und die bestehenden Konflikte nicht intensivere Formen annehmen, ist jene der "cross-cutting cleavages": besonders die Regionen unterscheiden sich nach mehreren Dimensionen so verschiedenartig, dass ein neues politisches Thema mit grosser Wahrscheinlichkeit auch eine neue Konstellation von Interessenkoalitionen provoziert, sodass kaum je über längere Zeit und in bezug auf verschiedene Geschäfte dieselbe Gegenüberstellung politischer Kräfte besteht. Eine besonders wichtige Grundlage dieser strukturellen Gegebenheit der Schweizer Politik ist die relativ hohe Zahl offiziell konstituierter Regionen. Das wichtigste subnationale Niveau der politischen Organisation ist jenes der Provinzen, *Kantone* genannt. Es gibt 26 Kantone und Halbkantone, die ein extrem föderalistisches System bilden und von denen jeder sein eigenes Parlament, seine eigene Regierung, seine eigene Fiskalpolitik, sein eigenes Schulsystem hat. Einige Kantone sind eher gross, andere sehr klein. Der kleinste Kanton, Appenzell Inner-Rhoden, zählt rund 15'000 Einwohner, der grösste, Zürich, 1'175'000. Im Zweikammersystem der schweizerischen Politik haben bei wichtigen politischen Entscheiden die kleinen Kantone mit geringer Bevölkerung dasselbe Gewicht wie die grossen; dies ist in den letzten Jahren ein vieldebattiertes Thema geworden (Linder 1994, Kriesi 1995).

Soweit mein einführendes Kurzportrait.

2. Soziale Ungleichheiten und ihre Wahrnehmung

Wir sind sozialen Ungleichheiten bereits begegnet, jedenfalls zwischen Regionen. Nun wenden wir uns Individuen zu. Ungleichheiten gehören zu den Standardthemen der Soziologie. Wenn sie ein relativ stabiles System bilden, sprechen wir von sozialer Schichtung. Betrachtet man die wichtigsten Dimensionen von Ungleichheit, so erweist sich die Schweiz als nicht weniger ungleich als andere westliche bzw. industrialisierte Gesellschaften, eher ein wenig mehr. Ich möchte hier nicht auf Details oder Zahlen eingehen, obwohl sie als beschreibende Belege wichtig sind. Ich halte nur fest, dass die Schweiz inbezug auf die drei folgenreichsten und grundlegendsten Ungleichheitsdimensionen, Bildung, hierarchische Stellung im Beruf und Einkommen, in den vergangenen zehn oder noch mehr Jahren deutlich ungleicher geworden ist und belege das exemplarisch anhand der Einkommensverteilung (Graphik 1).

Graphik 1 Einkommensungleichheit, 1916-1991 (Fiskalstatistik)³



Wie schon erwähnt unterscheidet dies die Schweiz kaum von ähnlichen Ländern. Was dagegen zu ihren Eigenheiten gehört, ist ihr Regime sozialer Mobilität. Bildung, besonders Berufsbildung, spielt eine sehr wesentliche Rolle in der Schweiz, ähnlich wie in den beiden anderen deutschsprachigen Ländern Europas, Deutschland und Oesterreich. Diese drei Länder haben ein ähnliches, von staatlichen Agenturen überwacht System der Berufsbildung, bereits auf der untersten Qualifikationsstufe, genannt Berufslehre. Es funktioniert in weiten Teilen auf dualer Grundlage, d.h. es beruht zugleich auf Unterricht in spezialisierten Berufsschulen und auf Erfahrungs-

³ Auf der Vertikalen ist für jedes erfasste Fiskaljahr das sogenannte Dezilverhältnis eingetragen. Es drückt aus, wieviel mal mehr die am meisten verdienenden 10% der Bevölkerung verdienen als die 10% der Bevölkerung, die am wenigsten verdienen.

leitend	.0	.4	1.0	.8	2.2	4.6	2.4	1.2
lib. Ber.	.0	.0	.0	.0	.0	.0	6.5	.7
Selbstständig	3.9	6.3	8.3	5.8	14.7	18.8	4.1	8.1
Kader	.4	.0	.2	.8	1.8	2.9	63.0	7.2
mitt.Stl.	.3	.6	2.2	5.9	73.5	71.2	21.4	18.4
qualif. Angest.	5.1	9.0	55.7	57.6	6.9	2.4	1.2	24.8
qualif. Arbeiter	1.9	2.8	29.7	29.2	.9	.0	1.4	12.2
Unqual.	88.5	80.8	3.0	.0	.0	.0	.0	27.3
total (abs.)	(261)	(253)	(502)	(123)	(273)	(63)	(174)	(1649)
% ->	15.8	15.3	30.5	7.5	16.6	3.8	10.6	100.0

Vergleichende Studien zeigen, dass das deutsche Mobilitätsregime der Bildung eine gleich zentrale Stellung für die soziale Plazierung gibt wie das *angelsächsische Regime* dem Eigentum von Produktionsmitteln. In diesem Regime ist formalisierte berufliche Ausbildung höhergestellten Berufen reserviert (den "professions"), während tiefergestellte auf vorwiegend informelle Ausbildungsformen des *learning on the job* verwiesen sind. Ein drittes Mobilitätsregime ist das *skandinavische*, in welchem Berufsbildung eine wichtigere Rolle spielt als im angelsächsischen, wobei aber das in der Primärausbildung erreichte Niveau weniger determinierend ist wie im deutschen Regime, weil verschiedene Formen von Weiterbildung so gut ausgebaut sind, dass lebenslang Wiedereintritte in qualifizierende und offiziell zertifizierende Bildungsaktivitäten möglich sind. Dies ist vermutlich auch der Grund dafür, dass zwar in diesen Ländern die Arbeitslosenrate kaum tiefer liegt als in den anderen, die individuellen Episoden von Arbeitslosigkeit jedoch wesentlich kürzer und weniger persönlichkeits- und gesellschaftsschädigend sind, weil die Chancen der Anpassung der beruflichen Qualifikation deutlicher besser stehen.

So stellen wir also starke Ungleichheiten des materiellen Wohlbefindens in der reichen Schweiz fest, die sich im Lauf der vergangenen 10-20 Jahre noch vertieft haben. Hier ist nicht der Raum, die Gründe dieser Entwicklung zu behandeln - einige von ihnen sind ausserhalb des Landes zu suchen, wie die weitergehende wirtschaftliche Globalisierung, andere sind dagegen "hausgemacht". Stattdessen möchte ich kurz einige Resultate über die *Wahrnehmung* dieser Ungleichheiten zusammenfassen. Zuerst ist festzuhalten, dass sich die Schweizer über sie nicht grundsätzlich täuschen, aber deren Ausmass unterschätzen. Sie zögern nicht, spezifische soziale Gruppen zu nennen, die viel weniger oder aber viel mehr bekommen als ihnen zukommt. Es scheint auch ein weitverbreitetes, aber nicht sehr reflektiertes Empfinden zu bestehen, dass diese Sachlage ungerecht ist. Bis jetzt hat es jedoch nur geringfügige Zei-

chen dafür gegeben, dass dieses Gefühl mangelnder Legitimität der materiellen Ungleichheiten politisch zum Ausdruck kommt - und ein Teil dieser Zeichen hat die Form populistischer, isolationistischer und fremdenfeindlicher Tendenzen. Auch hier wäre es interessant, die möglichen Gründe der Abschottung zwischen Ungleichheitswahrnehmung und politischen Tendenzen zu studieren, aber das wäre ein weiteres Kapitel...

3. Eine merkwürdige Minderheit: die Frauen

Wenden wir uns jetzt der Situation der Frauen in der Schweiz zu. Ich greife sie aus den verschiedenen Minoritäten oder diskriminierten Gruppen deshalb heraus, weil ich nicht mehr als eine von ihnen behandeln kann. Zuallererst ist eine konzeptuelle Bemerkung am Platz. Der Begriff der Minderheit und noch stärker jener der Marginalität schafft einen Anschein von Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen Gruppen, denen wir diese Begriffe zuordnen, dabei leben sie in höchst unterschiedlichen Situationen.

Frauen als Minderheit zu bezeichnen, ist natürlich falsch. Rein zahlenmässig sind sie eine Mehrheit (51.2% der Bevölkerung, 1994), aber noch wichtiger ist, dass die eigentliche Frage ihrer Situation nicht ein statistisches Zahlenverhältnis betrifft, sondern soziale Differenzierung und Diskrimination - wie wir wissen, sind die privilegiertesten Gruppen in jeder Gesellschaft immer Minderheiten.

Vielleicht ist an dieser Stelle auch eine Bemerkung zur unausweichlichen Gegenüberstellung von Differenz und Ungleichheit in Sachen Geschlechterverhältnis angebracht. Oft bestehen sehr wichtige Identitätsunterschiede zwischen verschiedenen Gruppen in einer Gesellschaft, auch zwischen den Geschlechtern; einige dieser Unterschiede mögen nicht mit Ungleichheit und Privilegien zu tun haben. Aber wenn einige Bereiche des gesellschaftlichen Lebens besonders zentral sind, wie diejenigen der beruflichen oder politischen Tätigkeit, zentral in Bezug auf Macht, soziale Anerkennung und Privilegien, und wenn eine ganze soziale Kategorie - wie die Frauen - von solchen Bereichen insgesamt oder von den höheren Stufen von Prestige, Privilegien oder Macht in ihnen ausgeschlossen werden, dann wäre intellektuell schwer zu begründen, weshalb dies nicht Diskrimination zu nennen wäre. In solchen Fällen von Differenz statt von Ungleichheit zu sprechen, besonders wenn die Differenz mit "Natur" in Verbindung gebracht wird wie oft im Zusammenhang mit Geschlecht, würde soziologisch gesehen darauf hinauslaufen, eine gesellschaftlich produzierte - und deshalb grundsätzlich änderbare - Unterscheidung als natürlich und unvermeidlich hinzustellen.

Ein solcher Standpunkt schliesst selbstverständlich nicht aus, gewisse kulturelle Unterschiede zwischen Männern und Frauen zu schätzen und die Legitimität von Werten anzuerkennen, welche gegenwärtig als spezifisch für die eine oder andere Seite der Geschlechterunterscheidung gelten. Es schliesst auch nicht aus, die extrem feinen und gar nicht radikalen Unterschiede zu sehen, die auftauchen, wenn man individuelle Menschen vergleicht. Ganz im Gegenteil, es ist ausserordentlich wichtig, strukturelle Regelungen auf der meso- oder makroskopischen Ebene der Gesellschaftsorganisation nicht mit den singulären Profilen von Individuen zu verwechseln.

Sehen wir uns nun die Situation der Frauen in der heutigen Schweiz an, genauer in ihrer Sozialstruktur. In praktisch allen europäischen Ländern hat sich seit dem 19. Jahrhundert eine Vision der unterschiedlichen Natur von Mann und Frau verbreitet, als deren direkte Konkretisierung die strikte Aufgabentrennung der Geschlechter in einen häuslichen, weiblichen Bereich und einen ausserhäuslichen, männlichen Bereich galt. Diese Konzeption ist im aufkommenden Bürgertum entstanden und hat sich, aktiv propagiert, auf alle anderen Teile der Gesellschaft ausgedehnt.

Etwas vereinfacht gesagt führte dies dazu, dass Frauen in der Perspektive aufgezogen wurden, hauptsächlich Familienpersonen zu werden, die für Mann und Kinder sorgen (und arbeiten), und Männer mit der Perspektive, Berufspersonen zu werden, die ihrer ganzen Familie durch ihren Verdienst angemessene Lebensbedingungen sichern und dafür durch die Frau, allenfalls auch durch die Kinder von den täglichen Familienarbeiten entlastet werden, es sei denn, sie hätten genügend Mittel um dafür die Dienste aussenstehender Personen zu kaufen.

Dieses Idealbild ist wohl nie von sämtlichen Mitgliedern irgendeiner europäischen Gesellschaft verwirklicht worden, auch nicht in der Schweiz. Aber es ist kulturell vorherrschend geworden, in der Form allgemeiner Wert- und Normvorstellungen, die in den persönlichen Ueberzeugungen fest verankert waren. Es ist auch zunehmend und schliesslich von einer Mehrheit der erwachsenen Bevölkerung angestrebt und realisiert worden, vor allem um die Mitte des 20. Jahrhunderts.

Dies gilt nicht nur für die mehr oder weniger einvernehmliche Organisation der einzelnen Familien durch die sie konstituierenden Paare. Darüberhinaus sind praktisch alle wichtigen Institutionen der modernen Gesellschaften, besonders - aber nicht ausschliesslich - jene, welche Teile der individuellen Lebensläufe organisieren, auf der stillschweigenden Voraussetzung aufgebaut, dass die meisten Personen in einer Familie leben und dass diese Familie arbeitsteilig organisiert ist, sodass nur eine Person ganztags mit dem Verdienen des Haushalteinkommens beschäftigt ist, während eine andere relativ flexibel für einen breiten Fächer von Dienstleistungen zur Verfügung steht; dazu gehören Einkäufe, Transporte von Kindern zur und von der Schule nach

divergierenden Stundenplänen, Erbringen verschiedener anderer Dienstleistungen, die den Kontakt mit ausserfamilialen Instanzen erfordern, welche im allgemeinen nur während der üblichen Arbeitszeiten zugänglich sind (wie Gesundheitsversorgung o.ä.).

Dieses Modell der Familienorganisation gilt heute als "traditionell". Diese Bezeichnung ist problematisch, weil sie einerseits für viele Leute gleichbedeutend mit "veraltet" ist, und andererseits voraussetzt, die Dinge seien schon während sehr langer Zeit so gewesen. Genau betrachtet ist beides falsch! Die letztere Vorstellung ist integrierender Bestandteil des kulturellen Rechtfertigungssystems für den Ausschluss der Frauen von ausserfamilialer Macht und Anerkennung geworden; sie ist aber historisch falsch, weil wie bereits gesagt das segregierte Geschlechtsregime eine relativ neue Entwicklung darstellt und in keiner Weise als "natürlich" gelten kann, wie Historiker und Anthropologen seit langem gezeigt haben. Die erstere trifft ebenfalls nicht zu; der Wandel der Formen des familialen Zusammenlebens im Vergleich zum Beharren relativ traditionaler Modelle wird nach allen Forschungsergebnissen im öffentlichen Diskurs stark überschätzt.

Seit der Mitte dieses Jahrhunderts hat eine immer stärkere Kritik dieses kulturellen und auch strukturellen Geschlechtsregimes eingesetzt, zugleich auf der ideologischen und der praktischen Ebene. Heute sind Grundprinzipien der Geschlechtergleichheit weitgehend akzeptiert und werden auch zunehmend in Funktionen der grösseren Institutionen und grundlegenden Gesetze integriert. Aber institutioneller Wandel und die Veränderung der Mentalitäten sind langsam; darüberhinaus bestehen zweifellos starke Interessen gegen die Gleichstellung der Frauen gegenüber den Männern weiter. Wie Soziologen gut wissen, passiert es höchst selten - bei einzelnen Personen und noch seltener bei ganzen sozialen Kategorien -, dass sie von sich aus auf Privilegien verzichten, die ihnen ohne grössere Anstrengung zufallen.

Ohne direkt auf statistische Daten einzugehen (Bühlmann et al. 1997), möchte ich kurz die gegenwärtige Situation zusammenfassen. Trotz vielen Anzeichen von Wandel und auch trotz der Entwicklung einer Vielzahl von Lebensformen - zu denen u.a. Einelternfamilien gehören (denen meist Frauen vorstehen), auch überzeugt Alleinlebende, Paare mit zwei parallelen Berufskarrieren, rekombinierte Familien, auch Paare oder Familien, deren Mitglieder an verschiedenen Orten leben ("living apart together") - trotz der grösseren Vielfalt konkreter Lebensformen lebt die Mehrheit der Erwachsenen und die grosse Mehrheit der Kinder in der Schweiz in Familienhaushalten, und diese sind weiterhin relativ weitgehend gemäss dem Modell organisiert, das ich als traditionell bezeichnet habe. Die wichtigste Veränderung ist, dass die Berufstätigkeit der verheirateten Frauen allgemeiner akzeptiert und auch

praktiziert wird. Nichtsdestoweniger trifft es weiterhin zu, dass das erstrangige Tätigkeitsfeld der verheirateten Frauen die Familie ist, deren Logik und Bedürfnisse weitgehend die Grenzen festlegen, innerhalb derer sich ihre Berufstätigkeit entfaltet. Dementsprechend bleibt das erstrangige Tätigkeitsfeld der Männer die Berufswelt, welche ihrerseits die Grenzen definiert, innerhalb derer *sie* ihre Familientätigkeiten entwickeln.

Konzentrieren wir uns auf drei institutionelle Bereiche, die in erster Linie den modernen Lebensablauf organisieren: das Bildungssystem, die Berufswelt und die Familie. Diese Triade spielt eine ausschlaggebende Rolle für die Aufrechterhaltung des allgemeinen Geschlechterregimes, das sich, wie gesagt, auch in unterschiedlichen, geschlechtsspezifischen Lebenslaufmustern ausdrückt.

Wie schon erwähnt, ist das schweizerische Schulsystem nicht vereinheitlicht, sondern recht heterogen (seine Organisation stellt eine der wichtigsten Kompetenzen der Kantone dar). Dennoch sind heute die meisten Schulen aller Niveaus gemischt oder koedukativ, und Mädchen bzw. junge Frauen haben einen grossen Teil ihres Bildungsrückstandes gegenüber den jungen Männern wettgemacht. So haben etwa 1996 5.1% der Frauen das Universitätsniveau erreicht, aber 12.5% der Männer.

Es gibt allerdings eine Reihe weniger sichtbarer Unterschiede, die vermutlich für die Aufrechterhaltung des ungleichen Geschlechterregimes eine besonders wichtige Rolle spielen. Ich habe bereits die bedeutende Stellung der *Berufsbildung* erwähnt. Formal betrachtet sind alle Berufslehren und die entsprechenden Abschlusszertifikate gleichwertig, jedenfalls wenn sie auf gleich langen Ausbildungen beruhen. Wenn man aber die Ausbildungsinhalte berücksichtigt, d.h. die gelernten Berufe, so stellt man eine starke Geschlechtstypisierung fest. Von den 298 offiziell anerkannten Lehrberufen sind 51.0% deutlich männlich markiert (im Sinne, dass mindestens 70% der sie Lernenden Männer sind), 26.2% weiblich aufgrund desselben Kriteriums, so dass nur ungefähr ein Viertel aller Lehrberufe als wenig geschlechtsspezifisch gelten kann. Diese stark sexuierten Berufslehren kanalisieren die Absolventen in ebenso stark sexuierte Berufsfelder, die gegenüber einander deutlich hierarchisiert sind. Die sexuelle Typisierung der Arbeitsmärkte ist noch stärker ausgebildet als jene der Berufsbildung, und Studien zeigen, dass Männer und Frauen im Verlauf ihrer Berufskarriere stärker zu den Arbeitsmärkten ihres Geschlechts tendieren. Das bedeutet, dass selbst mit formal gleichwertigen Bildungsabschlüssen Männer und Frauen in sehr ungleichen Berufstätigkeiten mit geschlechtsspezifischen Positionen und Perspektiven landen. Tatsächlich arbeitet eine grosse Mehrheit beider Geschlechter (über 80%) in sexuierten Berufsfeldern.

Unnötig zu sagen, dass Geschlechterungleichheit im Arbeitsmarkt und in der Familie einander gegenseitig stützen und gewissermassen ein selbstreproduzierendes Ganzes bilden.

Dieses Bild ist jedoch unvollständig. Nicht alle Frauen und Männer verhalten sich gegenüber dem Standardmuster konform, selbst wenn diejenigen, die es nicht tun, eine Minderheit bilden. Darüberhinaus existiert eine standhafte, wenn auch nicht sehr wortgewaltige Frauenbewegung, ebenso einige institutionelle Beobachtungsstellen in der Form kantonaler, eidgenössischer und in einigen Fällen auch lokaler Gleichheitsstellen, welche ein wichtiges Netzwerk der Beobachtung, Dokumentierung und Beratung in Sachen Gleichstellung und ihren Hindernissen bilden. So wird beispielsweise die eidgenössische Kommission für Frauenfragen regelmässig in amtliche Vernehmlassungen zu Gesetzesänderungen einbezogen, zusammen mit den klassischen Interessengruppen. Damit ist die Frauendiskrimination und ihr Abbau ein dauerhaftes politisches Thema geworden, besonders natürlich seit der Einführung der politischen Gleichheit der Frauen nach der letzten rein männlichen eidgenössischen Volksabstimmung im Februar 1971.

4. Schlussfolgerung: ein soziopolitisches Laboratorium in den Alpen?

In einem gewissen Ausmass mag die Schweiz als exotischer Sonderfall erscheinen, mit ihrer merkwürdigen Kombination von Kleinheit und interner Vielfalt, mit potentiellen Konflikten, die nicht nur durch ein Muster von sich überkreuzenden Konfliktlinien gemässigt wird, sondern auch durch das verhältnismässig hohe Niveau materiellen Wohlstandes grosser Teile der Bevölkerung. Trotzdem: wir finden weitgehend dieselben Phänomene sozialer Ungleichheit, Geschlechtsdiskriminierung⁴ wie in anderen Ländern; seit dem Beginn der 90er Jahre wächst auch in der reichen Schweiz der Anteil der Armutbevölkerung. Wir finden weiter dieselbe Art von Interessenunterschieden zwischen sozialen Gruppen, die sich in verschiedenen Lagen im System sozialer Ungleichheiten befinden, und mehr oder weniger erfolgreiche Versuche, diesen Zustand zu beeinflussen, besonders mit politischen Mitteln.

Man könnte angesichts der internen Diversität der Schweiz erwarten, dass sie wie ein lebensgrosses soziales und politisches Laboratorium funktioniert. Was liegt in eine so strukturierten Gesellschaft näher, als die Unterschiede zwischen den föderierten Einheiten systematisch zu beobachten, zu vergleichen, auszuwerten und in politische Empfehlungen umzusetzen, nach dem Grundsatz, jene Massnahmen und Verfahren zu propagieren, die sich im einen oder anderen der 26 Kantone am erfolg-

⁴ Neben anderen Arten von Diskriminierung, etwa des ausländischen Bevölkerungsteils, der rund 20% ausmacht, und gegenüber weiteren sozialen Kategorien.

reichsten erwiesen haben? Leider ist dies kaum je der Fall; ein Observatorium interkantonaler Unterschiede muss erst noch erfunden werden. Dass nichts derartiges existiert, dürfte seinerseits ein Ausdruck der zentrifugalen Tendenz im schweizerischen Föderalismus sein, die oft die kantonale Autonomie so weit treibt, dass sie zum Isolationismus verkommt - vielleicht zum gleichen Isolationismus, der die Schweiz bisher daran gehindert hat, aktiv an der europäischen Vereinigung teilzunehmen.

Vieles bleibt in der Schweiz noch zu tun, für Soziologen wie auch für sozial engagierte Menschen...

5. Bibliographie

Benini, Aldo A. (1999), *Modern Switzerland*. McGraw-Hill, Boston.

Bühlmann, Jacqueline, Anna Borkowsky & Werner Seitz (1997), *Auf dem Weg zur Gleichstellung? Aktualisierung der zentralen Indikatoren 1997*. Bundesamt für Statistik, Bern.

Hilowitz, Janet (ed., 1990), *Switzerland in Perspective*. Greenwood Press, New York.

Kriesi, Hanspeter (1995), *Le système politique suisse*. Economica, Paris.

Levy, René et al. (1997), *Tous égaux? De la stratification aux représentations*. Seismo, Zurich.

Levy, René (1998), *The Social Structure of Switzerland*. Pro Helvetia, Zurich.

Linder, Wolf (1994), *Swiss Democracy. Possible Solutions to Conflict in Multicultural Societies*. St. Martin's Press, New York.